Einige Bemerkungen

zu

Clemens Stephanis Satyra.

Von

Hans Lambel.

Sonderabdruck
aus der Festschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag 1902.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag.

532582
Osy f

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/einigebemerkunge00lamb

Daß der noch vor gar nicht langer Zeit so ziemlich unbekannte Buchauer Clemens Stephani eine der bedeutendsten und anziehendsten Erscheinungen in der deutsch-böhmischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts ist, das dürfte, seitdem ihn uns Wolkan wieder näher gebracht hat[1]), wohl kaum mehr geleugnet werden. Aber zu thun bleibt für ihn immer noch allerlei: noch sind seine hinterlassenen Werke nur zum Theil allgemein zugänglich gemacht, und auch ihr geschichtlicher Zusammenhang bedarf noch hellerer Beleuchtung; verschwendet ist die Mühe nicht, die man ihm widmet.

Unter seinen dramatischen Dichtungen ist die Satyra, oder Bawrenspil, von einer Mülnerin und jren Pfarrhern, Reymen weiß gestellet (1568) gewiß nicht die uninteressanteste. In fünf Akten zu je zwei Scenen wird da dem Prologus zu Folge „Ehrwirdigen Wolgelerten Herrn" zu Ehren „Sampt andern die daher sein kommen" eine wirklich „fast lustige" und zugleich erbauliche Komödie vorgeführt. Im ersten Akt sehen wir den auf Getreidewucher bedachten Müller Hans, der „wolfeil Korn außspehen" geht, frühmorgens von seiner Els Abschied nehmen und nur schwer findet sie sich drein, daß er desselbigen Tages nicht wieder zurück sein kann. Kaum aber ist er fort, so denkt sie schon an den „Domine", ihren Pfarrer, der ihr erst kürzlich sein Verlangen zu verstehen gegeben, und schon ist auch die Kupplerin Greth da, die vom Domine kommt mit ihr die Sache zu verabreden. Im zweiten Akt ist auch der Pfarrer schon auf dem Wege und wird von den beiden seiner mit Verlangen harrenden Frauen freudig begrüßt. Im dritten

[1]) Wolkan, Böhmens Antheil an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts. I. Bibliographie (s. Register, Nr. 166 die Satyra mit der Vorrede). — II. Texte. Nr. XII und (die im Texte besprochene Satyra) XIII. — III. Gesch. d. deutschen Lit. i. B. S. 388—405. Allg. deutsche Biographie 36, 87—89. Vgl. Gradl, Deutsche Volksaufführungen (Sonderabdruck aus den Mittheil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXXIII), Nr. 75.

229370

erscheint ein Student Herberge suchend, wird aber von der Müllerin wegen ihres Mannes Abwesenheit abgewiesen; er schöpft Verdacht und legt sich auf die Lauer. Im vierten Akt kehrt der Müller, um sein liebendes Weib nicht zu lange allein zu lassen, unverhofft zurück und eilig wird der Pfarrer und das aufgetragene Mahl von den beiden Frauen versteckt. Der Student, der Alles gesehen hat, wird vom Müller bemerkt und aufgenommen: von diesem um sein Studium befragt, bekennt er sich zur schwarzen Kunst und schafft zur Probe Wein und gute Speisen aus ihren ihm wohlbekannten Verstecken herbei, sodann, nachdem sie lustig geworden und zu singen angefangen haben, auf Wunsch des Müllers auch den Teufel in Gestalt des Pfarrers, mit dem er zuvor das Nöthige besprochen hat. Verwundert bestätigt der Müller die merkwürdige Aehnlichkeit, räumt aber das Feld und geht schlafen; denn der Teufel „hat ein gstanck hinter jn gelan", daß er „nit lenger bleiben kan". Der fünfte Akt schließt erbaulich: Pfarrer und Müllerin haben an der Buhlschaft genug bekommen und verschwören sie fürderhin; den Vortheil hat der Student, der beiderseits belohnt und vom Pfarrer in seinen Pfarrhof aufgenommen wird; auch die Kupplerin erhält mit der Mahnung „forthin nimmer solche Ding" zu thun, ihren versprochenen Pelz. In diesem erbaulichen Sinn sprechen sich denn auch Prologus und Epilogus aus und beschwichtigen damit etwaige Bedenken. Das Laster ist gebessert, die Tugend siegt, und

Was wol ansteht, sol man annemen,
Deß bösen abr sol man sich schemen.

Das ist nun allerdings nicht Stephanis eigene Erfindung, vielmehr ein wohlbekannter alter Schwank, der schon im Mittelalter wiederholt in deutscher und anderen Sprachen erzählt und seit dem sechzehnten Jahrhundert bis in unsere Tage herab auch dramatisirt wurde.[1]) Der Student oder fahrende Schüler ist nicht der älteste Entdecker des ehebrecherischen Paares, aber doch schon eine sehr alte Erscheinung in diesem Schwank, an die sich später leicht die Beschwörung als Mittel der Entlarvung anschließen konnte. Auch den auf solchen verbotenen Wegen wandelnden Pfarrer hat nicht etwa erst die Reformationszeit hineingebracht, er erscheint schon in der ältesten hieher gehörigen deutschen Erzählung. Der betrogene Ehemann ist von altersher ein Bauer; das entsprach auch später dem Fastnachtspiel, und auch Stephanis Bearbeitung bewegt sich in diesem Kreise.

---

[1]) Vgl. A. v. Weilen, Beil. z. Allg. Zeit. v. 28. Juni 1894, Nr. 146 (Ein Zwischenspiel des Cervantes in moderner Bearbeitung), der freilich Stephani zu ungünstig beurtheilt.

Unter solchen Umständen durfte man wohl erwarten die Quelle Stephanis in einer der zu seiner Zeit gangbaren Schwanksammlungen nachweisen zu können, und wirklich glaubte ich sie alsbald, nachdem ich seine Satyra durch Wolkans Neudruck kennen gelernt, in Lindeners Rastbüchlein Nr. 51[1]) gefunden zu haben[2]). Da ich aber damals in einer Recension mich auf die knappste Feststellung der Thatsache beschränken mußte, so dürfte es vielleicht nicht ganz überflüssig sein zur Veranschaulichung der Arbeitsweise des Dichters des Verhältniß etwas eingehender darzulegen.

Der Gang der Handlung ist bis in Einzelheiten bei dem Schwankerzähler und dem Dramatiker der gleiche. Nur ist bei jenem von dem morgendlichen Abschied der Eheleute so wenig die Rede als von der Verabredung zwischen der Müllerin und dem Pfarrer: die Abwesenheit des Müllers ist stillschweigend vorausgesetzt und die Erzählung beginnt mit der Ankunft des Studenten in der Mühle, in der sich der Pfaffe bereits eingefunden hat. Eine Kupplerin kennt Lindener überhaupt nicht, nur eine Magd (Köchin); aber jene empfängt bei Stephani (473 ff. 572 ff.) nicht nur von der Müllerin und dem Studenten dieselben Aufträge wie bei Lindener, sondern wird auch (514) vom Müller wie eine zum Hausgesinde gehörige Person behandelt und um Most geschickt; und Köchin dürfte sie sich bei ihm (152 ff. 257 f.) noch mit mehr Recht nennen lassen als bei diesem. So hängt diese von Stephani doch nicht eigentlich „ganz neu“[3]) eingeführte Gestalt immer noch mit ihrer Vorgängerin in der Quelle zusammen. Einen Namen hat sie wie der Müller und die Müllerin auch erst bei ihm bekommen. Auch von dem scheinheiligen Vorwand der Müllerin für die Abweisung des Studenten, ihr Mann sei nicht zu Hause, sonst wollte sie ihm Herberge nicht versagen, er möge nur morgen wiederkommen, ist in Lindeners Prosa nichts zu lesen; es wird gleich kurz und gut der wahre Grund angegeben: Die müllerin dem guten studioso solchs abschlug, dann sie den pfaffen vorhin bey ir het. Daß der Dramatiker in diesen Fällen erweiterte, ist ganz natürlich; aber im Argumentum (9 f.) sagt auch er bezüglich der Abweisung des Studenten mit wörtlichem Anklang an Lindener kurz: Die Fraw jm die (Herberg) vorsagen thet, Weil sie den Pfaffen bey jr het. Eine etwas stärkere Verschiedenheit tritt am Schluß zu Tage. Nachdem der Müller schlafen gegangen, folgt bei Lindener: Aber der pfaff, student und die müllerin erst anfiengen zu zechen.

[1]) Herausg. v. Lichtenstein Liter. Ver. in Stuttg. 163. S. 16. Auch bei Goedeke, Schwänke des 16. Jhrhdts. Nr. 192, S. 238.

[2]) Literaturbl. f. germ. u. roman. Philologie, XIV (1893), Sp. 392.

[3]) Wolkan, Böhmens Antheil, III, 404 f. Vgl. auch Weilen a. a. O. S. 4.

Und eh die nacht vergienge, ein yegklicher deß er begert von der müllerin gewehret wurden. Diese Frivolität, ganz passend im Munde des Schwankerzählers, mußte der erbaulichen Tendenz des Dramatikers zum Opfer fallen; immerhin bleiben auch bei ihm Müllerin, Student und Pfarrer noch beisammen, nachdem der Müller schlafen gegangen. Diese Erweiterungen und Aenderungen erklären sich bei dem Dramatiker viel zu leicht um Schwierigkeiten zu machen und können nicht hindern in Lindeners Erzählung seine Quelle zu suchen. Aber auch der gleiche Gang der Handlung im Allgemeinen könnte bei einer so oft erzählten Geschichte nichts beweisen, wenn sich die Uebereinstimmung nicht auf Einzelheiten erstreckte, bei denen Zufall nicht wohl anzunehmen ist.

An dergleichen fehlt es nun thatsächlich nicht: begreiflich aber ist nach dem Gesagten, daß sich derlei z. T. wörtlich übereinstimmende Stellen bei Stephani erst vom dritten Akt, vom Auftreten des Studenten, an finden. Als dieser von der Müllerin abgewiesen ist, heißt es bei Lindener weiter: Nun der gut student wol sahe, das er kein sternn bey der müllerin würd haben, unnd irenthalben wol erfrieren müßt, sich under das dach, so bey den fenstern biß auf die erdt herab gieng, so besst er mocht, schmucket und anfienge terram zu declinieren.

Das nimmt Stephani wörtlich herüber in die Rede des Studenten:

372 So muß ich gewißlich heint erfrüren.
379 Inn diser Mül hab ich kein sternn . . .
392 Wil mich hie legen auff die Erden
Danebn das Fenster vnd wil lauschen . . .
400 Und wil da Terram decliniern.

Und als der Müller ihn bei seiner Heimkehr vor dem Haus entdeckt hat, wiederholt er zu seiner Rechtfertigung den Sachverhalt in gleicher Weise. Lindener: . . . der student sagt, er wäre ain armer student und hette die müllerin umb die herberg angesprochen, die het sie im versagt; so het er sich daher, so fast er gemöcht, under des Dach geschmogen, damit er nicht gar erfriere. Stephani:

497 Ich bin ein Student . . .
499 Vnd weil mich het die nacht betretten,
Hab ich die Mülnerin gebeten,
Sie wölt mir allr Studenten wegen
Heint diese nacht die Herberg geben . . .
509 Wie mir die Herberg ab wurd gesprochen,
Bin ich her vnters Dach gekrochen,
Damit ich die nacht nicht erfrür.

Der Müller kommt heim („geritten" bei Lindener, was Stephani fallen läßt); darauf bei Lindener: Den die Fraw alßbald erhort, bald zu der

magdt sprache: „Trag hinweg eylendts alle ding! Stell die visch daher und das pratheß dorthin! so wil ich gehen und das herrlin in winckel hinder das vaßß stellen, biß das unser mayster schlaffen kompt; darnach wöllen wir erst unserer angefangenen Frewd ain endt geben."

Stephani setzt das bestimmter localisirend um in den schon erwähnten Befehl an die Kupplerin:

473 Greth, setz die Fisch in Kalter hnauß,
Das Braten trag ins hinterhauß;
Das Herrlein will ich in ein ecken
Hinter das grosse Vaß vorstecken.

Der wörtliche Anklang, besonders in V. 475 f. ist dabei nicht zu verkennen; die letzten Worte der Müllerin bei Lindener aber, die den, wie wir schon sahen, von Stephani geänderten Schluß des Ganzen vorbereiten, mußte er folgerichtig fallen lassen.

Lindener fährt fort: Der student solche wort alle unnd yegkliche wol gehöret het und die nammen der örther, da sie ein yegklichs het hinsetzen haisen, fleyssig gemerckt hette.

Bei Stephani klingt das an in der Rede des Studenten:

485 Der Boß wird mir noch gehen fort.
Ich hab gehört von Wort zu wort,
Wo sie die Speiß hin haben tragen,
Wo sie den Pfaffen hingsteckt haben . . .

Lindener erzählt weiter, wie der Müller den Studenten aufnimmt und bewirthet; dann „ward er den studenten fragen, was er gestudiert hette, und ob er nichts mit der schwartzen kunst köndte."

Stephani führt das frei aus und erfindet selbständig ein heiteres Tischgespräch, dann aber in der Frage des Müllers hören wir plötzlich wieder die Quelle durch:

553 Hör, mein Staudent, ich bit dich fast,
Sag, worin du Studiret hast,
Kanstu auch mit der schwartzen Kunst?

Das wird bei Beiden bejaht und es erfolgt das bekannte Anerbieten des Studenten, das der Müller gerne annimmt. Sodann Lindener: Und der Student . . . anfieng etliche Charakteres mit der kreyden auff den tisch zumahlen. Stephani:

568 So langet mir ein Kreyden her,
Damit ich ich die Characteres
Abzirckel vnd die leng abmeß.

Während aber weiter die Prosa sich wieder begnügt, den Studenten zu der Magd mit unbestimmter Ortsangabe sagen zu lassen: „Gehe hin,

köchin, an das unnd das orth! da würdst du visch, fleysch, gebratens unnd guten wein finden, das bring unns herein, das wir essen!", localisirt der Dramatiker wie früher auch hier wieder entsprechend und vertheilt, indem er die Beschwörung vornimmt, seine Weisungen halb an die Kupplerin:

572 Geh, Gretha, — lauff hinauß in Kalter,
Da findestu ein schüssel Visch
Vnd Rotenwein, trags hrein zu Tisch,

halb an die Müllerin selbst:

580 Fraw, geht jr hnauß ins hinterhauß,
Da werd jr finden bratne Vögel,
Ein Schöpsen braungebratnen Schlegel,
Auch Wiltpret vnd ein flasch mit Wein.
Tragt vns das als zu tisch herein,
Auff das wir frölich sein vnd Essen . . .

Die wörtlichen Anklänge wird man gleichwohl nicht überhören.

Ein gut Theil der komischen Wirkung dieser Scene liegt in der Verlegenheit der beiden Frauen. Lindener erzählt davon: Die fraw und magdt wol gedachten, das der student alle wort gehört hett, nicht nein darzu sprechen dörfften, oder dergleichen thun, als ob sie es selber darein gestelt hetten, dann sie forchten, der student sonst alle ding dem müller sagen wurd. Diese Anregung läßt sich Stephani selbstverständlich nicht entgehn. Die Kupplerin verwünscht bei sich den Studenten:

577 Der schelm, der hat zughorcht vnd weiß,
Wo ich hab hingesetzt die Speiß,

und die Müllerin macht wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel:

589 Wir dürffen jm kein gaug abschlagen,
Er möcht es sonst dem Mülner sagen . . .

Der Müller ist über das herbeigezauberte Teufelsmahl höchlich verwundert, ja, wie Lindener berichtet, „sich entsatzet, darvon zu essen". Genau so bei Stephani:

596 Bhüt, lieber Gott, wie muß zugehen!
Ich mag kein Bissen dauon essen,
Dürfft einer wol was böß hnein fressen.

Aber der Student weiß solche Bedenken zu beschwichtigen und mahnt „kecklich zuessen" (Lindener; Stephani 601: Est nur keck), und als der Müller zulangt und zuletzt Lust bekommt, den Teufel zu sehen, fragt ihn der Student bei Lindener: „In was gestalt wölt ir ine haben?" „Ey", sprach der Müller, „inn was gestalt du wilt, doch das er nun nicht gar erschrockenlich oder grämßlich anzusehen sey." „Wolan", sprach der scholasticus, „so will ich in in ewers pfarrherrens gestalt herein bringen."

Dasselbe Gespräch bei Stephani:

650 St. Inn was gstalt wolt jr jn haben?
M. Bann jn, wie du selbst wilt, nur kecklich,
Allein das er sey nit gar schrecklich,
Das mein Els nit erschreck für jn.
655 St. Ich will jn bringen itzt als baldt
In dstubn in ewers Pfarrers gstalt.
Da ist er, fürnemlich der Frawen,
In kein weg schrecklich anzuschawen.

Die kleinen Zusätze neben dem wörtlich Uebernommenen zugleich als Probe der Ironie, mit welcher der Student die Frau behandelt und die ganz Stephanis Eigenthum ist.

Darauf bei Beiden die Vorbesprechung mit dem Pfarrer und dessen Vorführung als Teufel, die Stephani frei ausführt. Als dann die Vorführung vorbei ist, sagt der Müller bei Lindener: Nun hab ich all mein tage kain teüfel gesehen, der unserm pfaffen so gleich sihet, als dieser teüfel. Dieselben Worte, nur in Vers und Reim gebracht, bei Stephani:

745 Nun sag ich, das ich all mein tag
Kein Teuffel nie gesehen hab,
Der vnsern Pfaffen siht so gleich
Als dieser Teufl . . .

Darauf der von Stephani besonders (durch den Teufelsgestank) motivirte Abgang des Müllers und der schon besprochene vom Dramatiker geänderte Schluß.

Angesichts einer solchen Reihe mehr oder weniger wörtlich stimmender Einzelstellen hat denn auch Wolkan meine damals in aller Kürze ausgesprochene und belegte Aufstellung gebilligt, und als literargeschichtliche Thatsache gebucht[1]). Ich wünschte aber, daß meine eingehendere Vergleichung, wie ich sie hier gab, zusammengehalten mit dem vorangeschickten kurzen Inhaltsüberblick den Eindruck hinterlassen hätte, daß Stephani, so eng, ja zum Theil wörtlich er sich auf eine weite Strecke Lindener anschließt, sich doch zugleich seiner Vorlage gegenüber frei bewegt, ja daß der enge Anschluß selbst nur darauf abzielt, der im Grunde doch rohen Prosaerzählung durch selbständige freie Ausführung wirksame Scenen abzugewinnen. Das zeigt sich am glücklichsten an der Beschwörungsscene (IV 2), die mit bestem Behagen ausgeführt ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Von der Ironie, mit welcher der Student die Müllerin zugleich schont, ja gar belobt, und doch fortwährend in Athem hält, habe ich im Vorbeigehn wenigstens eine kleine Probe gegeben; dies und wie sich die Beiden in ihren Andeutungen gegenseitig verstehen, ohne daß der Müller dadurch

[1]) Böhmens Antheil, III, 404.

aufmerksam wird auf den wahren Sachverhalt, ist von seiner Zeit aus betrachtet, deren Vorliebe für derbe Wirkungen und selbst rohen Spaß sich auch bei unserem Dichter nicht verleugnet, wirklich nicht ohne eine gewisse Feinheit. Mit Recht hat daher schon Wolkan auf dies und anderes als Stephanis Eigenthum rühmend hingewiesen und es ließe sich noch manches nachtragen. Das ist aber diesmal nicht meine Absicht; ich gehe den literargeschichtlichen Voraussetzungen des Bauernspiels nach. Denn dadurch, daß wir bei Lindener dessen nächste Vorlage gefunden haben, ist weitere Einflußnahme von anderer Seite allerdings nicht ausgeschlossen.

Aus der sonstigen Erzählungsliteratur, deren Bekanntschaft man bei Stephani voraussetzen dürfte, wüßte ich, soweit sie mir zur Hand ist, nichts Brauchbares beizubringen. Wenn bei Burkard Waldis (Esopus IV 66 [1]) 15 f.) der Müller „mit seinem Karren Mit Korn hin zu der Stadt gefahren" ist, so klingt das von ferne an, deckt sich aber noch lange nicht mit dem kornwucherischen Müller Stephanis, auf den der Dichter auch leicht ohne Quelle verfallen konnte. Und auch was sonst bei Waldis etwa noch vergleichbar wäre, ist entweder nicht characteristisch genug oder ergänzt nicht, was Stephani schon bei Lindener fand, und wird durch die Verschiedenheiten mehr als aufgewogen: so kommt der Student bei Waldis (1 f.) „auß dem Welschland von Bononi der Schulen hoch", bei Stephani (498) „von Wien auß Osterreuch", und die Beschwörungsscene verläuft trotz der „Character", die der Student auch bei Waldis (140) schreibt, und der Verwunderung des Müllers über die Aehnlichkeit des Teufels mit dem Pfarrer (Waldis 231—236) doch in andern Punkten nicht unwesentlich verschieden. Hier ist also für das, worin Stephani über Lindener hinausgeht, nichts zu holen [2]).

Er ist aber auch nicht der erste, der den Schwank dramatisch behandelte, seine Vorläufer sind Hans Sachs [3]) und Peter Probst [4]) zu Nürnberg mit ihren entsprechenden Fastnachtspielen (1551, 1553). Sein Verhältniß zu diesen darf nicht außer Acht gelassen werden. Hans Sachs habe ich selbst s. Z. sogleich verglichen, fand aber keine nennenswerthen Beziehungen und seither wiederholte Vergleichung hat mir dies nur bestätigt. Wenn bei H. Sachs (194 f.) wie bei Stephani (689 f.) der Schüler

[1]) Ausg. v. H. Kurz (Deutsche Bibliothek II, 155); in Tittmanns Ausg. (II, 230) ist es Fabel 42.

[2]) Auch daß Lindener selbst aus Waldis schöpfe, wie Weilen a. a. O. S. 3 sagt, ist unerweislich.

[3]) Hans Sachs, Fastnachtsp. Nr. 37, hg. v. E. Goetze, III (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jhrts. Nr. 39/40), 124.

[4]) Goedecke, Grundriß II², 382, Nr. 275 b).

warnt, bei der Beschwörung ja nichts zu reden und auf die damit verbundene Gefahr aufmerksam macht, so ist Schweigen bei einer Beschwörung eine zu bekannte Bedingung und der Wortlaut der Warnung (H. Sachs: So dörfft er vns wol all zerreissn. Stephani: Dürfft vns sonst aln die Häls abbrechen) nicht einmal übereinstimmend genug, um etwas zu beweisen [1]). Und kaum mehr will es bedeuten, wenn bei beiden Dichtern, aber an ganz verschiedenen Stellen, bei H. Sachs (53 ff.) vor der Ankunft des Ehemanns, bei Stephani (755 f.) nach der Teufelsbeschwörung, der Pfarrer erwägt, er dürfte nicht murren und klagen, wenn ihm vom Ehemann ein Leid geschähe, beziehungsweise geschehen wäre, und nur der Gedanke, nicht der Wortlaut ist vergleichbar. Das ist aber auch alles.

P. Probsts Fastnachtspiel war mir damals noch unzugänglich, seither hat mir Wolkan zuvorkommend seine Abschrift der Dresdener Handschrift mitgetheilt, wofür ich ihm hier meinen herzlichsten Dank ausspreche, und mich dadurch in die Lage versetzt, mir ein eigenes Urtheil zu bilden. Er hat es für nicht ausgeschlossen erklärt, daß Stephani vielleicht gerade durch Probsts Spiel „die Anregung erhielt auch seinerseits sich an dem Gegenstande zu erproben" [2]). In dieser Fassung ist die Sache ja kaum ohne weiteres zu verneinen; einen sicheren Anhaltspunkt, es mit rechter Zuversicht zu behaupten, sehe ich aber auch hier nicht. An unmittelbaren Berührungen ergibt sich kaum etwas Belangreicheres als bei Hans Sachs: Die Mahnung des scheidenden Müllers „las dir die weil befolhen sein das haushaltten . . . vnnd las auch niemant ein zu dir" (Stephani 79: Hüt wol vnd laß nichts einher tragen), das Gebot zu schweigen während der Beschwörung, die Verwunderung über die Aehnlichkeit des Teufels mit dem Pfarrer (wenn ich eur khunst nit het gesehen, so woltt ich auff mein warheit jehen, wie mich gedaucht on allen zweyffel het ich gesehen nye khein teyffel, der mit gestalt so ennlicher so gar gleich sycht vnnsrem pfarrer, als wann er selbst vor augen stunt. Stephani 745 ff. oben S. 86. Entfernter ähnlich auch H. Sachs 268 f. Er war gleich pucklet vnserm Pfaffn, Hanck auch also auff einem bain), endlich die Moral im „beschlus" (darumb so merck hie frau vnd man, das khein ding wirt so klain gespunen, es khumbt zu lezt auch an die Sunen, ob es schon ein weil pleibt verporgn"), wenn man damit Stephanis Epilogus 813 ff. vergleichen will (Denn Hurerey, als wie man spricht, Lest sich die leng verbergen nicht, Gott schickt sein mittel wunderbar, Damit solchs werde offenbar) — auf all das läßt sich

[1]) Im Uebrigen verläuft die Beschwörungsscene bei Stephani doch zu verschieden, um es „sehr wahrscheinlich" zu machen, daß er „das Stück des Hans Sachs kennt", wie Weilen a. a. O. S. 4 will.

[2]) Böhmens Antheil, III, 404.

nichts bauen und ich setze es nur her, damit man nicht mehr dahinter vermuthe.

Im Gang der Handlung steht Probst Stephani nur zum Theil näher als Hans Sachs, so gleich insofern, als sie sich bei jenen beiden in einer Mühle abspielt und der Ehemann zu Anfang des Spiels noch anwesend ist und erst Abschied nimmt; bei Probst kommt nämlich der Müller in ein Haus, wo es, wie er hörte, Korn zu mahlen gibt; dahin kommt ihm seine Frau nach um ihm zu melden, daß ein Bürger aus der Stadt nach ihm gefragt habe und ihn beschäftigen wolle; zu diesem fährt er in die Stadt. Bei Hans Sachs ist er ein Bauer und ist bereits vor Beginn des Spiels „in den Wald gefaren" (1 f.). Nicht selten ist die Verschiedenheit auch zwischen Probst und Stephani groß genug, wenn man die Verwandtschaft des Stoffes erwägt. Bei Hans Sachs und Stephani ist der Pfarrer bereits bei der Frau, als der Student das erste Mal vorspricht, bei Probst kommt er erst nach diesem und die Frau ist unangenehm enttäuscht, als statt des erwarteten Pfarrers der Student anklopft. Bei Hans Sachs wie bei Probst fürchtet sich der Pfarrer vor dem Ehemann, ja bei Probst läßt sich der tapfere Galan sogar für alle Fälle im Voraus sein Versteck zeigen; bei H. Sachs ist die Furcht noch dadurch motivirt, daß der Bauer schon von früher her auf ihn eifersüchtig wurde durch das Gerede der Nachbarn; bei Probst erklärt der Müller erst, nachdem er den Teufel in des Pfarrers Gestalt gesehen, diesem „nimer holt" zu werden wegen solcher Aehnlichkeit. Bei Stephani nichts von all dergleichen. Bei H. Sachs und Stephani legt sich der abgewiesene (bei H. Sachs auch vom Pfarrer hart angelassene) Student auf die Lauer; bei Probst droht er wohl auch wie bei H. Sachs, wie er aber die Vorgänge belauscht hat („durch ein loch in der stuben went"), das holt erst der „beschlus" nach, früher heißt es nur in der Bühnenweisung, „der student khumbt wider vnd hat haimlich gesehen, wie die mulnerin den pfaffen, prot vnd wein verstossen hat." Die Beschwörung verläuft bei allen Dreien verschieden. Bei H. Sachs muß der im Ofen versteckte Pfarrer als Teufel nackt ausgezogen und berußt Würste, Semmel und Kanne bringen, bei Probst holt sie nach Anweisung des Studenten der Müller selbst aus den Verstecken, bei Stephani Kupplerin und Magd, und erst dann erfolgt bei diesen beiden die Beschwörung des Teufels selbst. Über die Gestalt, in der dieser erscheinen soll, wird bei H. Sachs überhaupt nicht verhandelt; bei Probst verlangt der Müller auf die Frage des Studenten, der ihm freigestellt hat zu wählen, in welcher Gestalt er ihn sehen wolle, ihn „yn eins menschen furm" zu sehen [1]); nur

[1]) In diesem und dem vorausgehenden Verse (oder soll er sein wie ein wurm?) berührt sich Probst bis auf die Reimworte auffällig mit B. Waldis (207 f. Nit

bei Stephani ist es im Voraus verabredet, ihn in des Pfarrers Gestalt zu zeigen. Eine Besprechung zwischen dem Studenten und dem Pfarrer, ehe dieser als Teufel erscheint, kennt nur H. Sachs und Stephani, der auch hier aus Lindener schöpft (oben S. 86). Ohne Ceremonien geht es bei der Beschwörung natürlich nirgends ab, doch sind sie recht verschieden; der Kreis wird bei H. Sachs „mit dem Schwerd" gezogen, bei Probst und Stephani mit Kreide; lateinische Worte verwendet der Student zur Beschwörung nur bei Probst. Ich habe oben S. 86 f. aufmerksam gemacht, wie trefflich sich bei Stephani Student und Müllerin in der kritischen Lage verstehen. Entfernt ähnlich ist es, wenn bei Probst die Müllerin den Studenten bittet, seine Kunst bleiben zu lassen und „nur den teuffel nit zu offentbaren", von ihm beruhigt wird, daß sie keine Vergeltung zu fürchten brauche, dann nochmals bittet, „den teuffel heint nicht mer zu beschwören", vielmehr zu helfen und zu raten, „das der teuffel khumb weit hin dan", durch solche Reden gerade das Verlangen ihres Mannes nach

wie ein Schlang oder böser Wurm, Wil lieber in einr Menschen form), nur daß beim Dramatiker dialogisch auf zwei Personen, den Studenten (Frage, in welcher Gestalt er den Teufel vorführen soll) und den Müller vertheilt ist, was der Erzähler dem Müller allein (als dessen Wunsch bezüglich der Teufelserscheinung) in den Mund legt. Derlei Berührungen bis in die Reimworte finden aber an sachlich entsprechenden Stellen zwischen Beiden noch öfters statt: der Student begründet seine Bitte um Herberge dem Bauer gegenüber: B. W 79 f. Im gantzen Dorff, noch forn noch hinden, Kan ich niergend kein Herberg finden. — Pr. dann ich im dorff foren vnd hinden bey niemant khan khein h. f.; der Student erzählt von seinem Wissen und Können: B. W. 111 f. Auch was der Teuffel in der Hellen Dort niden thut mit sein Gesellen (darauf Anbot einer Probe) — Pr. (bei dem er sich bereits erboten hat, Wein und Brot zu schaffen) vnd khan den teuffel in der hellen wol bannen mit all sein gesellen; der Student bedingt sich dazu vom Müller Schweigen aus: B. W. 126 ff. Allein das jr (euch) weisen lassen Vnd) nichts zu meinen Dingen sagen, Nach disem oder jenem fragen! Laßts mich allein nur machen gar: Ich bin euch gut vor alle fahr. — Pr. allein thut ir darzu nichts sagen vnd mich in meiner khunst nit fragen, sunder last mich machen allein, so will ich gut fur schaden sein —; der Student weist dem Müller die verborgenen Speisen: B. W. 149 ff. Herr Wiert, in jener ecken Werdet jr finden etlich Wecken, Ein Schäfen Käß on arge list Mit einem Sack bedecket ist. — Pr. hort, mein wirt, dort sint etlich seck, darunter sint gar gute weck, auch wert ir finden einen kes, der ist gar kostlich gut vnd res (die Reimworte sind zwar bis auf eines verändert, aber vorhanden); — der Müller wird neugierig auf den Teufel: B. W. 185 f. Wenns möcht on vnsern schaden gschehn, So wolt ich gern den Teuffel sehn . . . 195 Möcht gern sehn, wie er wer gestalt (: manigfalt) — Pr. wann mir anderst thut nichts geschehen, möcht ich den teuffel geren sehen, was er doch hett für ein gestalt (: palt). Damit sind aber noch nicht alle Berührungen erschöpft: als die Frau dem unvermuthet heimkehrenden Müller erklärt, für ihn nichts gekocht zu haben, antwortet er bei B. W. 67 f.: so essen wir Käß vnd Brodt: Er stirbt nit hungers, wers selb hat; ähnlich bei Pr.: (du darfst zwar heint nit fil

dem Anblick des Teufels reizt und, nachdem dieser beschworen und entfernt ist, dem Gaste lebhaft dankt, „das nur der teuffel ist daruon". Wenn irgendwo, so wäre es hier vielleicht denkbar, daß Stephani dem Vorgänger eine bestimmte Anregung zu verdanken habe. Erwägt man aber die Verschiedenheit der Ausführung, durch die auch eine etwaige Entlehnung ganz zu Stephanis Eigenthum geworden wäre, und daß ein solches Verhalten, so weit es vergleichbar ist, so sehr in der Situation vorbereitet ist, daß zwei Bearbeiter dieses Stoffes durch diese selbst unabhängig von einander darauf geführt werden konnten, so wird man sich doch auch hier wieder zu vorsichtiger Zurückhaltung gemahnt fühlen. Nach der Teufelserscheinung geräth der Ehemann bei H. Sachs und Probst in Furcht; bei jenem gibt ihm der Schüler zur Beruhigung einen Segen an den Hals zu hängen, bei Probst räth der Student dem Müller, den Teufel, wenn er ihn wieder im Hause finden sollte, weidlich durchzuprügeln, und diesen Rath wiederholt auch der Beschluß als beste Teufelsbeschwörung in ähnlichen Fällen. Bei Probst ist damit das Spiel überhaupt aus; bei Hans Sachs und Stephani erhält der Student Belohnung und thut sich bei jenem jetzt erst an dem

---

fur mich,) wann ich nur hab ein kes vnd brot; als dann aber der mittlerweile aufgenommene Student sich anbietet, mit seiner Kunst Wein und Brot zu schaffen, will die Frau von solcher Zauberei nichts hören und schließt anklingend an den zweiten Vers des Müllers bei B. W.: ir sterbt nicht hungers heint albed. Auch ist sonst der Gang der Handlung nicht nur im Ganzen, sondern auch in manchen besonderen Zügen bei Beiden der gleiche: der Pfarrer kommt erst, nachdem der Student abgewiesen ist; das „Loch in der Wand", durch das dieser dann bei Pr. Alles mit ansieht, findet sich auch bei B. W. 32; bei Beiden holt der Müller Speise und Trank nach Anweisung des Studenten aus ihrem Versteck und wehrt zuletzt weitere solche Zaubergaben mit einem bescheidenen Genug ab; das Latein, das der Student bei Probst überhaupt in die Beschwörungen einmengt, verwendet er bei B. W. 215 wenigstens bei der Beschwörung des Pfarrers als Teufel, während er anfangs bei diesem (141 f.) „Sprach etlich wort auff Grecks, Ebreisch, Arabisch oder sonst Kaldeisch", und bei Beiden sucht der Pfarrer als Teufel so schleunig als möglich die Thüre zu gewinnen; mit der wieder nahezu wörtlich anklingenden Bemerkung der Aehnlichkeit schließt B. W. seiner Moral entsprechend. Solche Uebereinstimmung im Ganzen und im Einzelnen kann nicht zufällig sein, und Leonh. Lier, der sie in seinem mir erst nachträglich bekannt gewordenen und meine eigenen Beobachtungen bestätigenden Aufsatz über Probst (Beil. z. Allg. Zeit. 14. Juli 1891, Nr. 161 S. 7) zuerst bemerkte, hat daraufhin auch bereits das Abhängigkeitsverhältniß Probsts zu Waldis in aller Kürze richtig dargelegt. Frei umgebildet oder ausgeführt hat Probst den Eingang, die Haltuug des furchtsamen Pfarrers, dgl. der Müllerin nach der Aufnahme des Studenten; zugefügt hat er den Schluß nach dem Abgang des Pfarrers; fallen gelassen ist die Verlegung des Vorgangs nach Schwaben (B. W. 7) und daß der Student aus Welschland kommt. — Daß H. Sachsens Fastnachtspiel an Probst's Behandlung nirgends anklingt, hat schon Roethe Allg. d. Biogr. 26, 618 bemerkt.

herbeigeschafften Mahl gütlich; im Uebrigen steht Stephani mit seiner Schlußwendung allein. Man sieht wohl, sollte Stephani auch durch H. Sachs oder Probst zu seiner Dichtung etwa angeregt worden sein, entlehnt hat er ihnen kaum etwas und ein näherer Zusammenhang wird sich nicht erweisen lassen.

Indeß mit dem Schwank und dem Fastnachtspiel, an die er stofflich anknüpft, sind die literarischen Voraussetzungen für Stephani überhaupt nicht erschöpft, und mir schien schon s. Z. seine Bearbeitung „nicht ganz unbeeinflußt von der antiken Komödie", ich hätte wohl richtiger sagen sollen, von den humanistischen Bestrebungen seines Jahrhunderts. Ich komme darauf, wenn auch nur ganz kurz und ohne etwas Abschließendes geben zu wollen, umsomehr zurück, als Wolkan, der mir in der Quellenfrage unbedingt beitrat, auf diesen Zusammenhang gar nicht einging; er betrachtet Stephanis Dichtung lediglich unter dem Gesichtspunkt des Fastnachtspiels.[1] Es könnte scheinen, daß der zweite Titel „Bauernspiel" ausdrücklich darauf zurückweisen soll; aber das wäre trügerisch, er soll ohne Zweifel bloß dem Gesellschaftskreis gelten, in dem sie spielt, wie bei älteren Fastnachtspielen selbst, die ihn führen[2], wie man aber auch Reuchlins Henno seines Stoffes wegen als ein solches (comoediola rustico-ludicra) bezeichnen konnte[3]. Und nichts anderes besagt auch der erste Titel „Satyra": wie nach den Anschauungen der Zeit die Tragiker Reiche und Könige, die Komödiendichter Sklaven und niedriges Volk, so stellen die Verfasser von Satyren Bauern dar, entsprechend der Ableitung der Satyra von den Satyren, d. h. den „ungewaschenen und muthwilligen Bauern"[4]. Also wieder „Bauernspiel": das eine übersetzt das andere. Mit dem Titel „Satyra" aber will Stephani sich doch wohl jenen „frommen alten" anreihen, die „Comedias gehalten han, Tragoedias auch angerichtet, Viel schöner Satyras getichtet", auf deren Beispiel er sich im Prologus zur Rechtfertigung seines Unternehmens beruft. Damit aber befinden wir uns jedenfalls nicht mehr auf dem Boden des Fastnachtspiels, dessen Zeit ja, wie Wolkan selbst bemerkt, schon um war. Aber auch das Publicum, mit dem er rechnet, ist nicht mehr das der Fastnacht-

[1] Böhmens Antheil, III., 402.

[2] Z. B. Keller's Sammlung (Lit. Ver. 28) Nr. 4. 5. 43; aus Eger (1509) bezeugt ihn Gradl a. a. O. Nr. 44.

[3] Subconrector Val. Cremcow in Magdeburg 1614: Joh. Reuchlin's Komödien ed. Holstein S. 68.

[4] So (z. T. nach Euanthius-Donat) im Spiegelschen Commentar zum Henno Hagenoæ 1519 Fol. II v.): distributa scribentium ratio est ut comici seruos et humiles, Satyrici rusticos, tragici diuites et reges describerent . . . satyra a satyris hoc est rusticis illotis et petulantibus est apellata (wobei aber auch die Ableitung a satyra lance offen bleibt).

spiele. Wolkan selbst[1]) fiel schon die „ungewöhnliche Anrede" auf, mit welcher sich der Prologus an „Ehrwirdige Wolgelerte Herrn" wendet, und schließt daraus auf einen „bestimmten Zweck", für den der Dichter sein Stück geschrieben zu haben scheine. Und ganz richtig hat er in demselben Zusammenhang bereits die sehr übel angebrachte Gelehrsamkeit bemerkt in der Rede des Müllers, der sie doch im selben Athem von sich weist, wie des Studenten und, ich füge hinzu, auch des Pfarrers, der auf Buhlschaft ausgehend Lactantius, Aristoteles und Strabo in den Mund nimmt und sich auf das „Exempel" des Philosophen Zeno besinnt, das er ausführlich erzählt (165 ff.). Für ein richtiges Fastnachtpublicum paßt das allerdings ebenso wenig wie die moralisch-erbauliche Umbildung des Schwankschlusses zu ausgelassener Fastnachtstimmung. Aber alles Ungewöhnliche, auch jener Anrede, schwindet wohl, wenn wir uns nur, wie es deren Wortlaut verlangt, in einen Zuschauerkreis würdiger, gelehrter Männer („Geistliches vnnd weltliches stants", wie es im Prologus zur Andria-Uebersetzung V. 3[2]) heißt) und Freunde der „freien Künste" (I 1 V. 5) versetzen, zu denen der Dichter auch den jungen Egerer Bürger Matthäus Schaffer rühmend zählt, dem er seine Satyra widmet[3]). Und Prologus, Epilogus, Argumentum, Eintheilung in fünf Acte zu je zwei Scenen, dazu die wiederholt betonte und in der Aenderung der Quelle am Schluß practisch bethätigte moralisirende Tendenz, die er ganz ähnlich in herkömmlicher Weise auch schon bei seinen Terenz-Uebersetzungen versichert[4]), das sind ja alles wohlbekannte Dinge von der Humanisten- und der damit zusammenhängenden Schulkomödie her. Und wenn am Schlusse des ersten und zweiten Actes Chorus steht (weiter nicht mehr), so hat auch dieser seinen Ahnherrn in dem bereits erwähnten Henno Reuchlins, der darin zum ersten Mal den Chor in die Komödie einführte; den ebenso wie dieser sein größerer Vorgänger musikkundigen und sangesfreundlichen Stephani auch hierin unter dessen Nachfolgern zu finden, kann uns nicht überraschen. Da diese Chöre seit Reuchlin „lediglich den Character einer Zwischenactsmusik" haben[5]), so konnte Stephani sich umso eher mit einer bloßen Andeutung begnügen und die Wahl offen lassen, wie ers ähnlich in der Beschwörungsscene (IV 2) hält, wo nur der Kupplerin der Text ihres Gesanges ausdrücklich vorgeschrieben

[1]) a. a. O. 405.

[2]) Wolkan, II, 88.

[3]) Wolkan, I., 59, Nr. 166. Recht in humanistischem Geist ist darin auch der Seitenhieb gegen einen etwaigen mißgünstigen Zoilus.

[4]) Vorrede (an den Pfalzgrafen Ott Heinrich) und Prolog zur Andria bei Wolkan II. 86 ff. Prolog zum Eunuchus Wolkan, III, 395.

[5]) Creizenach, Gesch. d. neueren Dramas, II, 48. 95 f.

ist (625—632), gleich darauf aber (nach 636), als auch der Müller sangeslustig wird, nur die Weisung folgt: Itzt Singen sie was. Da es auch sonst nicht unerhört ist, daß nicht jeder Act durch ein Chorlied beschlossen wird[1]), sind wir wohl auch bei Stephani nicht ohne Weiteres berechtigt, durchgehende Regelmäßigkeit vorauszusetzen und ein Versehen im Druck anzunehmen. Daß von den fünf Acten „ein jeglicher nur zwo Scenas hat", scheint dem Dichter wichtig genug, es auf dem Titel nicht unbemerkt zu lassen: ist es mehr als ein Zufall, daß dies ebenfalls mit dem Henno stimmt? Auf das Zusammentreffen in so wenigen und noch dazu typischen Namen wie die, um die es sich hier handelt, ist natürlich nichts zu geben; nur daß sie Stephani nicht bereits in seiner Quelle vorfand (oben S. 82), will ich erinnern. Als Nachfolger Reuchlins erweist er sich ja auch darin, daß er wie sein gelehrter Vorgänger einen volksthümlichen Schwank in der neuen Kunstform, nur nicht mehr wie jener lateinisch, sondern deutsch behandelt. Und daß der Henno bei seiner Verbreitung und Berühmtheit dem, der bereits als Leipziger Student (1554) bei seinen Terenz-Uebersetzungen seine Blicke nach Heidelberg gerichtet hatte, nicht unbekannt geblieben sein wird, dürfte man wohl von vornherein als wahrscheinlich annehmen. Zum Ueberfluß sind aber in Eger in den Jahren 1550, 1559 und 1560 Henno-Aufführungen bezeugt[2]) (die zweite ausdrücklich latine, die dritte, wahrscheinlich auch die erste, deutsch), die zwei letzten aus einer Zeit, wo Stephani bereits in Eger lebte und sie schwerlich wird versäumt haben. Aber auch seinen Terenz hat dieser nicht umsonst gelesen und übersetzt. Das zeigt gerade in den ersten zwei Acten, in denen wir keine besonderen Berührungen mit Lindener fanden, die zweimalige Belauschung, erst (I 2) des Monologs der Kupplerin durch die Müllerin, dann (II 2, schon vorher angekündigt durch V. 239—244) des Gesprächs der Müllerin mit der Kupplerin durch den Pfarrer, ein bekanntlich in der römischen Comödie beliebter Zug, für den die beiden von Stephani übersetzten Stücke des Terenz, die Andria und der Eunuchus, allein Beispiele genug bieten. Für die Gestalt der Kupplerin, die er, wie ich (oben S. 82) gezeigt habe, keineswegs „ganz neu eingeführt", sondern nur aus der Magd seiner Quelle umgebildet hat, bedurfte er allerdings keines Vorbildes aus der alten oder der Humanisten-Komödie, sie treibt schon im alten Fastnachtspiel ihr Unwesen; im Geiste der neuern Richtung lag diese Umbildung gleichwohl. Ob Stephanis Satyra aufgeführt wurde, erfahren wir leider nicht, auch nicht aus der Widmung an Matthäus Schaffer; ja daß er darin keiner Aufführung gedenkt, dürfte vielleicht darauf deuten, daß vor dem Druck auch keine statt-

[1]) Creizenach, a. a. O. 31. 51.

[2]) Gradl, a. a. O. Nr. 61, 67. 68.

gefunden hatte. Daß sie aber dazu bestimmt war, ist nach Prologus und Epilogus wie dem Schluß des Argumentum nicht zu bezweifeln; die zum Theil ziemlich unbestimmt gehaltene Behandlung des Schauplatzes, die uns z. B. im vierten Act ohne Weiteres von dem Außenraume vor der Mühle in das Innere hineinführt, ist auch sonst nicht ohne Beispiel und steht nicht ernstlich im Wege. Das Argumentum von einem (bekränzten) Knaben vortragen zu lassen, war bei solchen Aufführungen Sitte [1]), daher auch der Knabe, für den Stephanis Prologus (27) Gehör erbittet und der darauf „des Spiels inhalt" zu sagen hat [2]); zu einem Fastnachtspiel paßt auch das nicht. So werden wir immer wieder von diesem hinüber gewiesen auf die neue durch die humanistische Gelehrsamkeit vermittelte Richtung und Kunstform; und trotz des volksthümlichen Stoffes und ihres deutschen Gewandes verleugnet Stephanis Satyra nicht diesen Zusammenhang und den auch auf ihren Verfasser noch nachwirkenden Anstoß, der von Reuchlins Henno ausgeht. So erst, glaube ich, rückt sie in die richtige geschichtliche Beleuchtung.

[1]) Creizenach, a. a. O. 98, 423. Ein Knabe spricht das Argument in der Susanna des X. Betulius (Prol. 45, Lat. Literaturdenkm. 8, S. 11), in Rebhuns Susanna (Vorrede 32, Lit. Ver. 49, S. 4, bei Tittmann, Schausp. d. 16. Jhs. I, 28, bei Froning, D. Drama d. Reformationszeit, Kürschner's D. Nat.-Lit. Bd. 22, S. 106), in L. Kulmans Witfrau (Prol. 46 bei Tittmann a. a. O. 116), in Hollonius Somnium (Neudr. d. 16 u. 17 Jhs. 95, S. 8). Ein „Kind" verkündigte (statt des Arguments) das Evangelium (Luc. 15) bei der Aufführung des Verlorenen Sohns von B. Waldis in Riga 1527 (Neudr. 30, S. 11, bei Froning S. 41). Ich gebe auch hier nur, was mir gerade zur Hand ist.

[2]) Daß Stephani auch sonst Schulknaben zu Aufführungen heranzog, auch ohne Vorwissen und Einwilligung der maßgebenden Personen, wissen wir jetzt aus Gradls Mittheilung über die Beschwerde des Mag. Joh. Goldamer (1584) a. a. O. Nr. 75; für unseren Fall hilft diese Notiz freilich nicht weiter.

3 0112 061407760